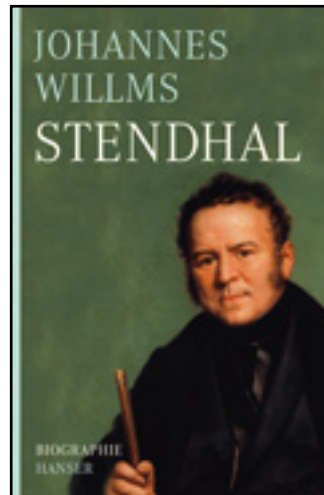


# HANSER



Johannes Willms

Stendhal

Biographie

ISBN: 978-3-446-23419-2

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23419-2>

sowie im Buchhandel.

## ERSTES KAPITEL

# Der Roman einer Jugend

Wann endet die Kindheit? Wann beginnt das Lebensalter, das mit beglückenden oder enttäuschenden Erlebnissen und Erfahrungen aufwartet, denen der Erwachsene rückblickend eine für sein Leben bestimmende Bedeutung zuerkennt? Bei dem am 23. Januar 1783 geborenen Marie-Henri Beyle, der sich im Alter von 34 Jahren das Pseudonym Stendhal zulegen sollte, lässt sich dies eindeutig bestimmen: Seine Kindheit endete in der Nacht zum 23. November 1790, als seine Mutter bei der Geburt ihres fünften Kindes starb. Für den noch nicht siebenjährigen Henri bedeutete der Tod von Henriette Gagnon, wie er sie später immer nur mit ihrem Mädchennamen nannte, einen Verlust, den er sein ganzes Leben nicht verwinden sollte und der als entscheidender Anlass dafür angesehen werden kann, dass er sich als Stendhal gleichsam neu erfand.

In den Erinnerungen an Kindheit und Jugend, die der dreiundfünfzigjährige Stendhal schrieb und die erst lange nach seinem Tod 1890 unter dem Titel *Vie de Henry Brulard* veröffentlicht wurden, wird der Liebesverlust, den das Kind durch den Tod der Mutter erlebte, in Worten geschildert, die erkennen lassen, wie schwer es ihm selbst noch aus dieser Distanz fiel, das Geschehen zu erfassen. Keineswegs im Widerspruch dazu steht die wegen ihrer eindeutig erotischen Färbung berühmte Aussage: »Meine Mutter, Madame Henriette Gagnon, war eine bezaubernde Frau, und ich war in meine Mutter verliebt. (...) Als ich sie vielleicht im Alter von sechs Jahren, 1789, liebte, hatte ich bereits den nämlichen Charakter wie 1828, als ich rasend in Alberthe de Rubempné verliebt war. (...) Ich wollte meine Mutter mit Küssen überschütten, und es sollten keine Kleider dazwischen sein. Sie liebte mich leiden-

schaftlich und umarmte mich häufig. Ich erwiderte ihre Zärtlichkeiten mit einem solchen Feuer, dass sie sich genötigt sah, zu flüchten. Ich hasste meinen Vater, wenn er uns störte, um uns bei unseren Umarmungen zu unterbrechen. Immer wollte ich sie auf die Brust küssen. (...) Sie kann keinen Anstoß nehmen an der Freiheit, die ich mir herausnehme, wenn ich verrate, wie sehr ich sie liebte. Sollte ich ihr jemals wieder begegnen, werde ich sie erneut meiner Liebe versichern.«<sup>1</sup>

Das Kind begriff zunächst nicht, was es bedeutete, als ihm die Magd Marion sagte, die Mutter sei gestorben, und auf seine Fragen hin Schweigen gebot mit Rücksicht auf den Vater, zu dem sie den widerstrebenden Knaben führte, damit er ihn mit Umarmungen tröstete, was ihn wie stets mit Widerwillen erfüllte. Jetzt erschien ihm der Vater als noch viel abstoßender. »Die Augen waren ihm geschwollen und ständig brach er in Tränen aus.« Erst am folgenden Tag, als Henri in den Salon trat »und den schwarz ausgeschlagenen Sarg sah, in dem *meine Mutter lag*, wurde ich«, so schreibt er, »von der heftigsten Verzweiflung angefallen: Jetzt erfasste ich, was der Tod ist.«<sup>2</sup> Diese jähe Erkenntnis kommentierte der Dreiundfünfzigjährige mit bezeichnender Lakonie: »Damit beginnt *ma vie morale*«, eine Feststellung, die Stendhal einige Seiten später erläutert: »Infolge des komplizierten Zusammenspiels der unterschiedlichen Charaktere in meiner Familie, geschah es, dass mit dem Tod meiner Mutter die Seligkeit meiner Kindheit endete.«<sup>3</sup>

Das plötzliche Verschwinden der Mutter gab dem Kind den Blick auf die Bühne wie die Akteure frei, die sie bespielten. Die Szene ist Grenoble, Hauptstadt der im Südosten Frankreichs gelegenen Dauphiné, seit römischer Zeit ein stark befestigter Ort, der, an den Alpenrand angelehnt, in einem engen Tal von der Isère, in die hier der kleinere Drac einmündet, durchflossen wird. Den eindrucksvollen Prospekt bildet das steil aufragende und vielfach zerklüftete Massiv der Alpen, das sich aber wegen der engen und mit hoch aufragenden Häusern dicht an dicht bebauten Stadt dem damaligen Betrachter lediglich von den Brücken oder den die beiden Arme der Isère säumenden Kaimauern aus darbot. Diese besondere topographische Situation von Grenoble war verhängnisvoll für den Ruf, der dieser Provinzstadt

hartnäckig anhaftete und dessen Ursachen in dem berühmten Frankreichführer von Adolphe Joanne schamhaft mit den Worten umschrieben wurden: »Sosehr allein die Natur in der Umgebung zu Bewunderung Anlass gibt, sosehr missfällt insbesondere dem Fremden die Stadt selbst.«<sup>4</sup>

Stendhal hat sich solche Zurückhaltung nie auferlegt und die licht- und luftlose, von allerlei üblen Gerüchen geschwängerte Atmosphäre seiner Heimatstadt, die von Jugend an wie ein böser Alp auf seinem empfindsamen Gemüt lastete, immer wieder deutlich angeklagt. Der Verachtung für Grenoble verlieh er vor allem dadurch Ausdruck, dass die Stadt bei ihm häufig unter dem Namen firmiert, den sie in ihren Ursprüngen als Wehrsiedlung des Stamms der Allobroger hatte: Cularo, was französische Ohren unvermeidlich als »Drecksloch« verstehen müssen. »Grenoble ist für mich wie die Erinnerung an eine fürchterliche Magenverstimmung«, heißt es in der *Vie de Henry Brulard*.<sup>5</sup> In Grenoble hat man Stendhal diesen Schmah nicht vergessen, weshalb die einstige Rue des Vieux-Jésuites – Nummer 14 ist sein Geburtshaus – heute den Namen von Jean-Jacques Rousseau führt, der sich 1768 einmal für kurze Zeit in Grenoble aufhielt.

Im markanten Gegensatz zur verwinkelten, schmutzstarrenden und düsteren Stadt hat Stendhal die vielgestaltige Landschaft in der näheren und weiteren Umgebung seit Jugendtagen geliebt. Den Ausschlag dafür gab ein kurzer Besuch beim lebenslustigen Onkel Romain Gagnon, der im damals jenseits der Grenze zu Piemont gelegenen Ort Les Échelles in den Savoyer Alpen lebte. In der *Vie de Henry Brulard* entsinnt sich Stendhal dieses Ausflugs, den er kurz nach dem Tod der Mutter machte, »als eines Aufenthalts im Himmel: Alles überwältigte mich hier. Das Rauschen des Guiers, eines Sturzbachs, der zweihundert Schritt vor den Fenstern meines Onkels vorbeiströmte, wurde mir zu einem heiligen Klang, der mich auf der Stelle in den Himmel entführte. – Hier fehlen mir bereits die Worte. (...) Wo soll ich diese aber finden, um das vollkommene Glück zu schildern, das eine empfängliche Seele hier in all seiner Köstlichkeit und ohne jeden Überdruß schier bis zum Ersticken und zur Besinnungslosigkeit empfing? Vielleicht

sollte ich mich dieser Anstrengung besser versagen, denn ich vermag nicht, wie mir scheint, dieses hinreißende, reine, frische und göttliche Glück anders zu schildern, als durch die Aufzählung aller Übel und Verdrießlichkeiten, die ihm so vollständig abgingen. Das wäre jedoch eine trübsinnige Manier, das Glück wiederzugeben.«<sup>6</sup>

Dieses Eingeständnis weist auf die vergleichsweise simple Dramaturgie hin, die Stendhal den mit Grenoble verbundenen Jugenderinnerungen unterlegt hat, in denen Dunkelheit und Helligkeit in deutlichem, wohl allzu scharfem Kontrast einander gegenübergestellt sind. Alles, was mittelbar oder unmittelbar mit der geliebten Mutter im Zusammenhang stand, war in das Licht des Glücks getaucht, während die väterliche Lebenswelt von feindlicher Düsternis verdunkelt ist. Das galt ebenso für Grenoble, in dem die Vorfahren des Vaters Chérubin Beyle seit Generationen ansässig waren, während die Familie der Mutter, die Gagnons, aus dem Süden, aus Avignon in der Provence stammte, einer Gegend, aus der die Orangen kämen, wie die von ihm bewunderte Schwester seines Großvaters, die Großtante Elisabeth, einmal mit einem Seufzer erzählte, und dass die Urahnen noch weiter aus dem Süden, aus einem Land, das noch viel schöner sei als die Provence, aus Italien mit den Päpsten nach Avignon gekommen seien. »Mich beeindruckte damals vor allem, dass wir (denn ich betrachtete mich als einen Gagnon und dachte an die Beyles immer nur mit einer Abneigung, die auch 1835 unvermindert anhält) aus einem Land stammen, wo die Orangenbäume einfach aus dem Boden wachsen. Welches Land voller Köstlichkeiten dachte ich bei mir!«<sup>7</sup>

Diesem Schema entsprechend sind auch die einzelnen Mitglieder der Familien Beyle-Gagnon in der Erinnerung des Dreiundfünfzigjährigen in Licht und Schatten getaucht. Im Schatten steht außer dem Vater Chérubin Beyle vor allem die um drei Jahre jüngere Schwester von Stendhals Mutter, die »schreckliche Tante« Séraphie, eine offenkundig bigotte Jungfer, eine »aigre dévote«. Nach dem Tod Henriette Gagnons entwickelte sich die damals dreißigjährige Tante Séraphie zum »Teufel in Weibsgestalt«, zum »mauvais génie« von Henris Jugend. Sie übernahm die Haushaltsführung des Witwers und Vaters von

drei Kindern und mischte sich als »böse Stiefmutter« mit unnachsichtiger Strenge in die Erziehung des Neffen ein. Das musste der so erleben, weil sie außerstande war, ihm die Liebe zu geben, die er seitens seiner Mutter erfahren hatte. Statt Zärtlichkeit und Zuwendung, die Henri bislang erfahren hatte, wurde ihm nun unnachsichtig Disziplin abverlangt. Damit zog sich Tante Séraphie den geradezu tropisch wuchernden Hass Stendhals zu, der nichts von seiner Schärfe einbüßte, obwohl dieser Racheengel, der das Leben des Halbweisen verdüsterte und dessen sensiblem Gemüt tiefe, nie vernarbende Wunden schlug, bereits im Januar 1797 starb.

Den Hass gegen Tante Séraphie hat Stendhal immer wieder durch Beispiele ihres Verhaltens motiviert. So habe sie vermeintliche oder wirkliche Verfehlungen des Knaben dem Vater hinterbracht: »Diese Tante Séraphie hatte, ich weiß nicht warum, einen Pik auf mich und veranlasste ständig meinen Vater dazu, mich auszuschelten.«<sup>8</sup> Eine andere Erklärung für das gespannte Verhältnis vermutete Stendhal darin, dass ihr Vater, Henri Gagnon, ihn als Lieblingsenkel bevorzugte, und er sich im Schutz von dessen Zuneigung zu offenem Widerspruch erkühnt habe. »Wir hatten schreckliche Szenen miteinander, denn ich wagte es, ihr die Stirn zu bieten; ich widersprach und das entfachte ihre Wut erst recht.«<sup>9</sup> Eher zweifelhaft aber erscheint, was sich Stendhal als Erwachsener zusammenreimte: »Die recht hübsche Séraphie hatte ein Liebesverhältnis mit meinem Vater und hasste mich deshalb leidenschaftlich als das Wesen, das ihrer Ehe ein unüberwindliches moralisches oder gesetzliches Hindernis in den Weg legte.«<sup>10</sup> Die Vermutung eines solchen Hindernisses ist allein schon deshalb nicht überzeugend, weil Schwager und Schwägerin nicht blutsverwandt sind, ja eine Heirat des verwitweten Chérubin Beyle mit der jüngeren Schwester seiner verstorbenen Frau den bürgerlichen Usancen keineswegs widersprochen hätte.

Nein, der Tante, der die Erziehung des Neffen zugefallen war, ging schlicht alles ab, was die von ihm verklärte Mutter ausgezeichnet hatte: hingebungsvolle und alles verzeihende Liebe, Wärme und Achtung. Erhärten lässt sich diese Vermutung mit einer frühen sexuellen Wal-

lung Stendhals, der bei einem Aufenthalt in Claix, wo der Vater einen Besitz erworben hatte, der nackten, strumpflosen Beine seiner Erzfeindin ansichtig wurde. »Ich war durch mein Alter derart verstört, dass mir die Beine meiner grausamsten Feindin Eindruck machten. Nur zu gern hätte ich mich in Séraphie verliebt, und ich malte mir das köstliche Vergnügen aus, diese geschworene Feindin in meinen Armen zu halten.«<sup>11</sup>

Allein, Tante Séraphie besaß nichts von jener kreatürlichen Wärme, die der Halbwaise so sehr vermisste, und damit schnappte eine Beziehungsfalle zu, die durch die Familienkonstellation der auch in unmittelbar benachbarten Häusern lebenden Beyles und Gagnons gespannt worden war: Tante Séraphie übernahm nach dem Tod ihrer Schwester Henriette die Rolle der Mutter und Hausfrau. Damit verfügte sie in Erziehungsfragen über eine Autorität, die ihr niemand aus der Familie offen zu bestreiten wagte. Wenigstens ließen Großvater und Großtante gelegentlich Unverständnis durchblicken oder sie suchten den verstörten Knaben zu trösten. Nicht so der Vater, der ebenfalls der Bigotterie verfallen war und dem der Sohn dies mit zeitlebens anhaltender Verachtung vergalt. »In den Augen meines Vaters hatte ich einen ganz grässlichen Charakter. Das galt ihm als eine unumstößliche Wahrheit, die von Séraphie behauptet worden war, die sich zum Beweis *auf Tatsachen* berief.«

Der am 29. März 1747 in Grenoble geborene Chérubin Beyle war allem Anschein nach eine schwache und ängstliche Natur, der diese Defizite seiner Persönlichkeit mit Strenge, Disziplin und der Betonung bürgerlicher Rechtschaffenheit zu verbergen suchte. Seine ausgeprägte Unfähigkeit, Gefühle zu zeigen, dem eigenen Sohn das mindeste Verständnis entgegenzubringen, ihn anzuerkennen und zu respektieren, hatte zur Folge, dass das Mündel seinerseits ihm mit wachsender Abneigung begegnete, die nach dem Tod der Mutter in Verachtung umschlug. Möglich, dass der Sohn den Vater für deren Tod unbewusst verantwortlich machte, zumal er ihn im Verdacht hatte, in Tante Séraphie verliebt zu sein. Der Beweis? Seine häufigen Spaziergänge mit ihr entlang der Stadtmauern, bei denen, wie sich Stendhal mit Grauen er-

innert, »ich der einzige *störende Dritte* war und mich heftig langweilte. Stets suchte ich mich zu verstecken, wenn sie zu einer dieser Promenaden aufbrachen. Damals ging die geringe Zuneigung, die ich für meinen Vater empfand, endgültig zu Bruch.«<sup>12</sup>

Dieses Detail ist höchst aufschlussreich für das tiefe und unauf lösliche Missverständnis, das die Beziehung zwischen Vater und Sohn unrettbar vergiftete. Chérubin Beyle war seinem Sohn durchaus in väterlicher Liebe und umsichtiger Fürsorge zugetan, aber da er selbst ein enger und ängstlicher Mensch war, versuchte er nie, den sich früh regenden Eigensinn des Kindes, der von der Entwicklung einer empfindsamen und reichen Persönlichkeit kündete, zu verstehen geschweige denn zu fördern und erzieherisch zu kultivieren. Statt dessen flüchtete sich Chérubin Beyle in ein starres pädagogisches Schema, von dessen rücksichtsloser Anwendung er sich größten Gewinn für den Sohn und Stammhalter versprach. Was heute wie Engstirnigkeit und Kälte anmutet, war zu Zeiten des Ancien Régime die Regel insbesondere in bürgerlichen Familien, die wie die Beyles sich an den Anspruch klammerten, recht eigentlich dem Adel zugehörig zu sein. Daher rangierten die Interessen der Familie vor denen der einzelnen Mitglieder, von denen jedes sich von früh an dem Zwang unterzuordnen hatte, zur Mehrung von materiellem Wohl und sozialem Ansehen beizutragen. Angesichts solcher Praxis konnte sich Chérubin Beyle in der selbstgerechten Gewissheit wiegen, den Vaterpflichten vorbildlich zu genügen. Um so größer deshalb Unverständnis und Empörung, wenn das Mündel trotzig an den Ketten rüttelte, in die man es zu seinem eigenen Besten geschlagen hatte, und es gegen die strenge Disziplin aufbekehrte, mit dem man seinen Widerspruchsgeist zu brechen suchte. Von der eifernden Séraphie noch bestärkt, »deren Sklave er ab 1791 wurde«,<sup>13</sup> konnte der Vater in diesem Verhalten des Sohnes nichts anderes erkennen als einen schlechten, undankbaren Charakter, den es mit allen gebotenen Mitteln erzieherisch zu ändern galt. Damit wurde eine Spirale gegenseitiger Missverständnisse in Gang gesetzt, deren Folgen die Jugend Stendhals und sein Verhältnis zum Vater auf Dauer verdarben, und auch später blieb er bei seinem Vorwurf: »Mein Vater



liebte mich nicht als Individuum, sondern als Sohn, dessen Aufgabe es war, seine Familie fortzusetzen.«<sup>14</sup>